

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 83. Bromberg, den 11. April 1929.

Der rote Kranich.

Roman von Sari Ferenczi.

2. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Das Licht der Kerze spielte um zwei große Tränen an ihren Wimpern, und der junge Offizier neigte sich hoffnungsvoll: „Was könnte ich für Sie tun, mein Fräulein?“

Befreien Sie mich! Ich werde dankbar sein!“

„Befreien Sie mich! Ich werde dankbar sein!“

„Was ist mein Lächeln wert?“

„Schenken Sie mir Ihr Herz!“

„Mein Herz gehört nicht mir.“

„Spielen wir nicht miteinander, Franziska. Ich liebe Sie. Geben Sie mir Ihre Hand, und ich nehme Sie mit.“

Franziska schwieg verschüchtert im süßen Schauer dieser ersten Liebeserklärung ihres Lebens. Dann raffte sie sich zusammen: „Nein, nein, ich kann Ihnen mein Leben, dessen Wert ich nicht kenne, nicht geben! Ich weiß ja noch gar nicht, wer ich bin!“

„Na, lieber Graf, gehn ma!“ mahnte der Kaiser.

„Leben Sie wohl!“ raunte Graf Rudolf mit gepreßter Stimme. „Ich werde Sie erlösen — vertrauen Sie auf mich! Und ich verlange keinen Lohn. Sie werden von mir hören.“

„Wann?“ flüsterte Franziska zurück.

„Schnell! Bald — morgen!“

Schon stand Hardenegg am Tor; Kaiser Franz drückte noch einmal Meister Hilarius die Rechte: „Wir danken für die freundliche Aufnahme! Wenn Sie einmal nach Wien kommen, besuchen Sie mich.“ Dann trat er zu Franziska. „Kommen auch Sie, mein schönes Fräulein! Und vergöttern Sie nicht den Napoleon — er verdient es nicht! Glauben Sie mir, denn ich kenne ihn!“

Er streckte dem Mädchen die Hand hin. Franziska wollte rasch das Taschentuch verbergen, mit dem sie ihre Tränen getrocknet, aber es entglitt ihr und fiel. Der Kaiser bückte sich, hob es auf; doch als er es mit ritterlicher Geste der Besitzerin überreichen wollte, öffnete ein unerwarteter Luftzug seinen nicht mehr streng gehüteten Mantel, und plötzlich zeigte sich seine Galauniform — zeigte sich am Hals der Großmeisterorden des Goldenen Vließes mit rotseidenem Band!

In diesem Augenblick änderte sich alles. Als ob der graue Mantel, der seine Gestalt verdeckt, der Kerker seiner Herrscherwürde gewesen sei, so straffte sich jetzt die Gestalt des Monarchen.

„Majestät!“ stammelte Hardenegg in Ehrfurcht und Ergebenheit.

Hilarius stand tief betroffen. Der graue Gast wuchs vor seinen Augen zu unendlicher Größe. „Der Kaiser!“ raunte er entgeistert.

Auch Nepomuk saß nun mit hoheitsvoller Miene auf seinem Bock. Kaiser Franz wollte das freundliche Andenken des schlichten Abends retten. Rasch stieg er in den Wagen, winkte gnädig dem verblüfften Uhrmacher und seiner Tochter zu, dann setzten sich die Pferde in Trab — heimwärts nach der Königsburg.

„Ein interessanter Mann!“ sagte der Kaiser.

„Sehr interessant, Majestät!“ bestätigte Hardenegg.

„Seine Tochter ist schön.“

„Wunderschön, Majestät.“

„Sonderbar; der rote Kranich und das rote Mädchen! Mein Vogel ist fortgeflogen und Sie. . . Kein Wunder, wenn Sie sich verliebt haben. Geben S' acht, Hardenegg! Nur kein Techtelmechtel.“

Langes Schweigen fiel ein. Der Wagen ratterte schon durch die Hauptstraße, als der Kaiser wieder das Wort nahm; aber mit veränderter Stimme, als wäre alles längst vorbei, was sie heute gemeinsam erlebt: „Was ich sagen wollte, Graf: Sie scheinen ein guter Soldat zu sein. Ich glaube, Sie verdienen mein Vertrauen. Darum möcht' ich Sie mit einer Botschaft nach Wien schicken. Sie sollen zu Metternich, so schnell es irgend geht. Melden Sie sich morgen früh bei mir!“ Und leise fügte er hinzu: „Schade, daß Sie nicht eine rote Kranichfeder mitnehmen können. Als Gruß an Ludowika!“

*

Ein kaum einundzwanzigjähriger kleiner Hauptmann hastete die breite steingefaßte Treppe der königlichen Burg herab. Ein weiter Mantel verdeckte seine Uniform; man sah ihm an, daß eine angenehme Mission ihn zu solcher Eile trieb. Schon war er an der untersten Stufe angelangt, als aus der Tür des königlichen Appartements ein anderer Offizier herausstürzte und den Schnellfüßigen anrief.

„Josika, Josika!“

Baron Nikolaus von Josika, vielfach dekorierter Hauptmann des Colloredo-Infanterie-Regiments, Kaiserlicher und Königlicher Kämmerer, wandte sich um. „Schau, schau, — Hardenegg! Du wünschest?“

Der Graf packte Josika an den Schultern:

„Seine Majestät hat dich mit einem persönlichen Auftrag betraut, nicht wahr?“

„Hierauf kann ich nicht antworten!“

Hardenegg wurde ungeduldig.

„Ich bitt dich, was soll die Heimlichtuerei? Ich bin im Bilde: du sollst nach Altofen, um von Meister Müller eine Uhr zu kaufen. Nicht wahr, so ist's doch?“

„Ah! Du warst also wohl gestern mit seiner Majestät auf der Jagd? Erzähle, erzähle!“

„Jetzt unmöglich. Hab' keine Zeit. Ich möcht' dir was anvertrauen. Hilarius Müller hat eine Tochter — Franziska.“

„Und du hast dich selbstredend in sie verschossen?“

„Scherz beiseite! Die Sache ist ernster, als du glaubst.“

„Schon?“

„Josika! Höre mir ruhig zu! Du mußt Fräulein Franziska Nachricht bringen. In der Wasserstadt, Fünflerchengasse, wohnt ein Goldschmiedemeister. Gestern nacht war ich bei ihm, hab' eine kleine goldene Platte gekauft. Es soll noch ein roter Kranich aus Emaille darangeschmiedet werden. Er hat versprochen, es bis heute mittag fertigzumachen. Hol' es ab und nimm's mit für Franziska. Sag' ihr, daß ich fortreisen müßte; aber sie soll zuversichtlich bleiben. Nicht wahr, du wirst es tun?“

„Mit größtem Vergnügen!“

„Also schön! Und nun leb' wohl, ich hab's eilig!“

„Grüß Gott! Glückliche Reis'!“

Sie reichten einander die Hände, und dann machte sich jeder auf seinen Weg: Hardenegg fuhr nach Wien im traurigen Winkel eines Reisewagens. Josika aber jagte auf galoppierendem Pferd nach der Fünflerchengasse.

Das Goldplättchen lag von Meister Christoph Pfisterer sauber verpackt zum Abholen bereit. Der Hauptmann barg es in seiner Tasche und ritt nach Altofen, vertraute sein Roß dem begleitenden Reitknecht an und zog erwartungsvoll die Klingel am braunen Tor.

Auf dem Blocksberg donnerten die Kanonen; ihre Schüsse kündeten das Nahen des Preußenkönigs und des

Zaren aller Reußen. Aber kühler Herbstregen strömte schon seit dem frühen Morgen, und grau hing der Himmel über der feiernden Stadt.

Die alte Nani öffnete und lugte unter ihrem großen Kopftuch neugierig auf den triefnassen Soldaten. „Womit kann ich dienen?“ fragte sie streng.

„Ich möcht' den Uhrmachermeister Müller sprechen. In wichtiger Sach'! Mich schickt der Kaiser!“

Kein Zug im Runzelantlitz der Alten veränderte sich. Sie glaubte es mit einem höfischen Tellerlecker zu tun zu haben und brummelte ungehalten: „Treten Sie näher! Will schauen, was mein Herr macht.“

Sie führte den Fremden in das grünmöblierte Speisezimmer. Josika spähte, ob nicht irgendwo die berühmte Jungfrau sich zeige, doch blieb nicht allzuviel Zeit zum Kopfzerbrechen, denn alsbald erschien Meister Hilarius in seinem braunen Rock und grüßte mit prüfendem Blick den Gast.

„Baron Nikolaus von Josika“, stellte der sich vor. „Ich komme im Auftrag unseres Allergnädigsten Herrn. Seine Majestät gedenkt huldvoll des gestern hier verlebten Abends und möchte zum Andenken eine Kunstuhr von Ihnen kaufen, mein Herr.“

Hilarius nahm diese Mitteilung gelassen entgegen. Er strich sich übers Kinn, blinzelte zurückhaltend: „Nehmen Sie Platz, Herr Baron, und legen Sie Ihren Mantel ab, damit wir die Sache besprechen!“

Josika zog erstaunt den Mantel aus, pflanzte sich in einen Armsessel.

„Was für eine Uhr wünscht Majestät?“ forschte Hilarius. „Ich werde mich bemühen, sie zu höchstseiner Zufriedenheit anzufertigen.“

„Dessen braucht es nicht! Kaiser Franz wünscht eine bereits fertige Uhr: braune Säulen, Napoleon-Statue, kleiner goldener Hammer. So wurde ich instruiert.“

Meister Hilarius erhob sich: „Unmöglich!“ Um seinen Mund vertieften sich qualvoll die Falten. „Diese Uhr kann ich Seiner Majestät nicht geben.“

Auch Josika sprang auf, strich sich die dichten Wellen dunklen Haares zurecht, zwirbelte sein Schnurrbärtchen. „Sie werden es aber müssen, mein Herr! Des Kaisers Wunsch ist Befehl.“

„Warum hab' ich sie auch gezeigt!“ klagte Hilarius bitter. „Nun raubt man sie mir und nennt das kaiserliche Gnade! Der fürstliche Wunsch ist Befehl . . . Schön, schön! Gut nur, daß der Kaiser nicht meine Tochter fordert. Denn er will mir ja meinen größten Schatz nehmen.“ Verdrossen hielt er inne, knurrte dann grimmig: „Bis morgen abend werd' ich die Uhr einpacken! Dann mögen Sie sie fortbringen — weit fort, daß sie mir nicht wieder unter die Augen komme!“

„Ich hoffe, ich werde das Vergnügen haben, sie holen zu dürfen. Im übrigen aber seien Sie des Wohlwollens und der Freigebigkeit Seiner Majestät versichert.“

Hilarius' spitzes Kinn erbebte. „Ich mache Sie darauf aufmerksam, Herr Baron, daß ich für die Uhr jede Bezahlung ablehne. Ich gebe sie, da es sein muß, als Geschenk; aber niemals für Geld! Seine Majestät möge sie in Gnaden annehmen und gut mit ihr umgehen, als hätt' ich mein Kind gesandt. Aber Geld soll er mir nicht bieten. Drei Monarchen zusammen sind nicht reich genug, um mich dafür zu entlohnen!“

Solch kuriosem Kauz war Josika nie begegnet. Trotzdem wahrte er ernste Würde. „Ich nehme Ihre Worte zur Kenntnis, mein Herr, und werde sie in gebührender Form Seiner Majestät übermitteln.“

„Ich danke Ihnen, Herr Baron!“

Der Hausherr betrachtete die Angelegenheit als erledigt und erwartete, daß der andere sich nun verabschiede. Josika aber konnte nicht gehen, bevor er nicht Hardeneggs Geschenk an die Adressatin gebracht. Wo mochte das verflixte Weibwesen stecken? Jeden Augenblick wartete er auf das Erscheinen des Mädchens, das der peinlichen Situation ein Ende bereiten würde.

Hilarius fragte verwundert: „Haben der Herr Baron noch ein Anliegen?“

Josika mühte sich, hinreißend liebenswürdig zu sein: „Ja, mein Herr, ich möchte gern noch Fräulein Franziska meine Ehrerbietung zu Füßen legen. Seine Majestät verfehlte nicht, auch ihrer zu erwähnen, und die kaiserliche Güte wird das Fräulein gewiß angenehm berühren, wenn ich sie ihr kundgebe.“

„Meine Tochter ist nicht daheim!“ erklärte der Uhrmacher frostig. „Ich werde es ihr bestellen, wenn sie wiederkommt. Sie ist zur Kirche gegangen und muß dann noch allerlei besorgen. Vor Abend wird sie kaum zurück sein.“

Es blieb dem Sendboten nichts weiter übrig, als sich davonzumachen. Aber er beschloß doch, Franziska zu suchen. Alt-Ofen war ja nicht allzu groß, und auf jeden Fall würde es überall leichter sein, mit ihr unter vier Augen zu sprechen, als in ihrem Vaterhaus, das von dem verkniffenen alten Frauenzimmer und diesem bärbeißigen Meister bewacht wurde.

Um keinen Verdacht zu wecken, ritt er ein Stückchen weiter, ließ dann Reitknecht und Pferde in einer Schenke und ging zu Fuß den gleichen Weg zurück. Rechts stand in stiller Abgeschiedenheit Hilarius Müllers Haus, ein wenig weiter oben ragte ein Kirchlein. Dorthin lenkte der Hauptmann seine Schritte. Als er das Gotteshaus betrat, mußte er feststellen, daß die Vesper schon zu Ende war. Enttäuscht wollte er wieder gehen, aber plötzlich stockte sein Fuß.

„Maria, Rose Zions, bete für ihn . . .!“ Sanft und tief drang das Stoßgebet hervor, von einer weiblichen Stimme geflüstert.

Das Herz des jungen Mannes begann zu pochen. Er wandte sich nach links, wo unter einem verblichenen Marienbild vor verborgenem Altar ein junges Mädchen kniete. Fließendes dunkelgrünes Tuch hüllte ihre Schultern ein und hob sich scharf von den weißen Altarstufen ab. Ein schwarzer Samthut mit hohem Kopf beschattete die Züge. Nur das Kinn war zu sehen und darunter die Bandrosette, die den Hut hielt.

In der Kirchentür wartete Josika. Vielleicht, dachte er, war dies eine Freundin der anderen, die er suchte, und konnte ihm auf die Spur helfen.

„Guten Abend!“ grüßte er leise, als das Mädchen näher kam. „Erschrecken Sie nicht, mein Fräulein! Ich möchte Sie nur etwas fragen.“

Betroffen hielt er inne. Woher denn sollte dies herrliche, feine Geschöpf das Kind des Uhrmachers kennen? Doch freundlich musterte ihn die Schöne: „Wenn Sie fremd in Alt-Ofen sind, mein Herr, und ich Ihnen behilflich sein kann, so fragen Sie nur getrost!“

„Mein Fräulein, verzeihen Sie mir! Ich komme von Meister Müller, dem Uhrmacher; Baron Josika ist mein Name. Der Kaiser sandte mich zu ihm, aber ich brachte auch für seine Tochter Nachricht, und nun such' ich das Fräulein Franziska Müller.“

„Von wem bringen Sie Nachricht?“ Die Stimme des Mädchens zitterte. „Oh, sagen Sie es doch! Ich selbst bin die, von der Sie sprechen Herr Baron.“

Unglaublicher, wunderbarer Traum! Einen Augenblick traute Josika seinen Ohren nicht, dann aber begriff er Hardeneggs Entflammen. „Ich bringe Botschaft vom Grafen Hardenegg“, erwiderte er leise.

„Was läßt er mir sagen?“

„Er liebt Sie.“

„Hat er das gesagt?“

„Nein. Aber ich glaube: Sie sehen und lieben muß dasselbe sein.“

Josika erschrak ob seiner eigenen Kühnheit. Aber hat es auf der Welt je eine Liebeserklärung gegeben, die zu rasch und zu keck für ein junges Mädchen gewesen wäre?

Franziska errötete. „Ich fürchte, der Herr Graf ist nicht so leicht zu erobern. Aber gern möcht' ich nur erfahren, was er mir wirklich ausrichten läßt.“

„Ich will mir Mühe geben, seine Worte getreu zu wiederholen. Doch ich flehe Sie an, verbieten Sie erst Ihrer Schönheit, daß sie all meine Gedanken gefangennimmt.“ Josika sprach mit tändelnder Fröhlichkeit, holte dann das sorgsam eingewickelte Schmuckstück hervor. „Der Graf mußte plötzlich auf kaiserlichen Befehl nach Wien reisen. Ich sprach ihn heute früh; er läßt Ihnen sagen, mein schönes Fräulein, Sie möchten zuversichtlich bleiben. Und er schickt Ihnen ein kleines Andenken.“

Franziska öffnete das Päckchen, sah inmitten der kleinen Goldplatte den langhalsigen, funkelnden Vogel. „Der rote Kranich!“ flüsterte sie und barg das Angebinde an ihrem Busen, neben dem Bilde Napoleons.

„Mein Freund ist ziemlich romantisch veranlagt“, erläuterte der Baron.

Franziska blickte den Baron an. Er war nicht so schön und vornehm wie Hardenegg, aber sein Auge leuchtete, und sein Haar kräuselte sich seidig dunkel über der Stirn; er trug ein keckes Schnurrbärtchen, wie es nur Soldaten tragen durften in der rasierten Welt des Hofes. Der weiße Uniformrock, mit glänzenden Knöpfen besetzt, und das frische Gesicht gaben seiner Erscheinung etwas spielerisch Leichtes, als wäre dieser nette Soldat nur zur Freude der Frauen geschnitzt und so hübsch bemalt worden.

Die Brust des jungen Offiziers schmückten mehrere Orden, aber als wären auch sie nur zum Scherz da, ruhte Franziskas Blick lächelnd auf dem glitzernden Flimmer. Über ihrer Nasenwurzel bildeten sich feine Falten, und neugierig fragte sie: „Sagen Sie, Herr Baron, wie alt sind Sie eigentlich?“

„Einundzwanzig."

„Und schon Hauptmann?"

„Ich hab' eine Menge Schlachten mitgemacht."

„Wie sind Sie zu Ihren Auszeichnungen gekommen?"

„Wir haben halt den Feind geschlagen, und zufällig war ich dabei. Reine Glückssache!"

„Haben Sie gegen Napoleon gekämpft?"

„Na freilich!"

„Das ist nicht schön von Ihnen! Ich verehre Napoleon."

„Oh welch revolutionäre Erklärung!" lachte Josika. „Schauen S', bisher war ich froh, daß wir ihn zwingen konnten. Wenn Sie aber befehlen, mein Fräulein, eil' ich schleunigst nach Elba und bitt' um Verzeihung. Und bring' ihn her vor Ihre Füßchen, damit er in noch sichererer Gefangenschaft schmachte!"

„Mit Ihnen kann man nicht ernsthaft reden!" Franziska stieg die Kirchenstufen hinab und dachte traurig an den Augenblick der Trennung.

„Nun, schönes Fräulein, was soll ich dem Hardenegg ausrichten?"

„Wie lange bleibt der Herr Graf in Wien?"

„Weiß nicht. Er hat nur gesagt, Sie möchten ihm vertrauen."

(Fortsetzung folgt.)

Agnes Sapper †.

Im Alter von beinahe 77 Jahren ist in Würzburg die stille Leiterin und Freundin unserer Jugend, die bekannte Schriftstellerin **Agnes Sapper** gestorben. Im Sommer 1908 befand sich Agnes Sapper zur Erholung in dem steierischen Dörfchen Stadt an der Murr und dorthin wurden ihr die Korrekturbogen der „**Frau Pauline Brater**" gesandt. „Einmal", erzählt sie, „hatten wir einen Tagesausflug gemacht und kommen abends an dem Hause vorbei, in dem die Post untergebracht war. Es fiel mir auf, daß da und dort einzelne Leute herumstanden und Blätter lasen, die mir ein bekanntes Aussehen hatten. Als wir näher traten, stellte es sich heraus, daß es die Druckbogen vom Verlag waren, die einstweilen, da wir nicht daheim gewesen, unter den Dorfleuten zur gemütlichen Unterhaltung von Hand zu Hand gegangen waren."

Aus dieser kleinen Begebenheit mag erhellen, wie sehr die Bücher dieser deutschen **Frau und Mutter** fähig waren, ins Volk zu dringen. 1852 als Tochter des bayerisch-schwäbischen Politikers Karl Brater geboren, hervorgegangen aus jenen schlichten Gelehrten- und Beamtenfamilien, in denen der geistige Reichtum und das Streben nach idealen Gütern den materiellen Genuß ersetzte, wurde sie von früh an zu den Schätzen des Wissens, der Musik und der Dichtkunst geführt und lernte diese Werte über die Bedürfnisse des Alltags zu stellen. Die Hand einer innerlich lebendigen Mutter legte in des Kindes Seele als Grundlage das Gefühl der Pflicht, da man das eigene Selbst unterordnet dem Dienst fürs Ganze.

Seit ihrem 40. Lebensjahr hatte Frau Sapper eine ansehnliche Reihe von Jugendschriften, Erzählungen und gehaltvollen Lebensbüchern veröffentlicht und zählte in der Gruppe jener Frauen, denen das Literarische nicht das Oberste, sondern mehr Mittel ist, zu den besten und erfolgreichsten. Ihrem Sinn für das Ideale und ihrem Blick für das Praktische gesellte sich ein edler Humor, der auch das Böse kannte und doch ja sagte zum Leben und an das Gute glaubte.

Welche Schätze an Lebensweisheit und tiefgründiger Anregung hatte sie der deutschen Mutter vermittelt mit dem Buch „Frau Pauline Brater" (bei C. H. Beck, München), in dem die Dichterin ihrer Mutter ein Denkmal setzt, sowie mit den beiden Erziehungsbüchern „**Die Mutter unter ihren Kindern**" und „**Erziehen oder Werdenlassen?**", die so recht aus dem Leben und für das Leben geschrieben sind! Und noch stärkere Wirkung übten ihre Erzählungen aus, jene schlichten Geschichten „**Gretchen Reinwald**", „**Lieschens Streiche**", „**Das kleine Dummerle**" und vor allem „**Familie Pfäffling**" (diese alle bei D. Gundert, Stuttgart), die weithin in verschiedenen europäischen Sprachen verbreitet ist und gegenwärtig ins Japanische übersetzt wird. Darum konnten Agnes Sappers Bücher in aller Stille eine Million Auflage und mehr erreichen, weil sie die edelsten Saiten im Menschen in Bewegung setzen, weil sie allen etwas bieten, alt und jung, hoch und niedrig, rechts und links, protestantisch und katholisch. Fesselndes Leben, durchdrungen vom Grundton verklärender Liebe — das war Agnes Sappers Dichtung.

Gold in Sibirien.

Von **Wladimir Koschewnikoff.**

Die sibirischen Gebirgsflüsse sind der Schiffahrt unzugänglich, doch die vom Goldfieber besessenen Leute trotzen der Lebensgefahr, indem sie sich, festgebunden an ein Floß, von der Strömung treiben lassen. Viele solche Flöße der Goldsucher kommen um, doch schrecken die anderen nicht davor zurück. Viele, besonders mutige „Streber" (man nennt diejenigen Bergleute so, die auf persönliches Risiko Gold suchen) wandern Hunderte von Werst über Berg und Tal und fallen oft den wilden Tieren zum Opfer oder werden von den Goldräubern niedergeknallt, sowie ihrer mit unmenschlicher Mühe erworbener Goldschätze beraubt. Diese mitleidlose „Jagd auf Menschen" ist in Sibirien weit verbreitet, und wenigen gelingt es, mit der Beute glücklich heim zu gelangen.

Nächtlich dunkel breitet sich der sibirische Urwald auf Tausende von Meilen aus. Wochenlang wandert man in der Taiga, ohne eine Spur von Leben zu entdecken. Und doch ist der Urwald von Leben erfüllt. Der sibirische Bär beherrscht die Taiga. Er unterscheidet sich wenig von seinen europäischen Verwandten, nur ist er bedeutend größer und hat ein kostbares Fell. Einige Bären sind über zwei Meter hoch und wiegen gegen acht Zentner. Ein unbewaffneter Goldsucher begegnete einem solchen Bären und wollte sich auf einen hohen Baum retten. Dort erwartete er, daß der mächtige König der Wälder sich bald entfernen würde, doch der Bär fing an, den Baum zu schütteln, bis der erschrockene Mensch wie eine reife Frucht herunter fiel. Die Bauern empfehlen bei einer plötzlichen Begegnung mit einem Bären, sich auf den Boden zu werfen und atemlos, gänzlich unbeweglich liegen zu bleiben. Der Bär wird, nachdem er den Menschen von allen Seiten berochen hat, ruhig fortgehen, da diese Tiere Leichen liegen lassen. Diese Art, sich zu retten, ist leider etwas unbequem und riskant, da der Atem des Bären sehr kitzlich ist und man das Niesen öfters nicht unterdrücken kann.

Noch gefährlicher als die Bären sind die wilden „Jäger auf den blauen Fasan" — so werden in Ost-Sibirien die Jäger auf Goldsucher genannt, die kein Mitleid, überhaupt keine menschlichen Gefühle kennen. Es sind meist entflohene Sträflinge.

Sibirien ist an Naturschätzen das reichste Land der Welt. Rußland lieferte vor dem Kriege etwa ein Fünftel des Weltertrages an Feingold. Die bekannteste Goldfundstelle ist der Flußsand. Jeder Fluß unterspült in seinem Verlauf die Ufer. Enthält der Boden, den der Fluß umspült, Gold, so gelangt es zusammen mit den geologischen Schichten ins Flußbett und lagert dort in der Tiefe. Im Laufe von Jahrhunderten kann ein Fluß in der beschriebenen Weise auf seinem Boden eine bedeutende Menge Goldes bergen. Jeder Fluß ändert mehr oder weniger seine Stromrichtung, und das alte Flußbett wird allmählich von verschiedenen Erdschichten bedeckt, wodurch das Feingold tief unten zu lagern kommt.

Wo Gold gefunden wird, ist die Natur meist wild und gebirgig. Es gibt dort rauschende Bäche, Wasserfälle, düstere Gebirgspässe, Felsen, und vor allem eine Unmenge von Schlangen. In einer neuen Goldsucher-Ansiedlung mußten die Betten deshalb nachts hoch über dem Fußboden an der Decke hängen. Das Leben in einer Goldsuchersiedlung ist lebhaft, ganz „amerikanisch": es herrscht fieberhafte Arbeit. Die Goldwaschmaschinen dröhnen, die sandgefüllten Wagen rasseln vorbei, ganze Berge der gespülten Erdmassen türmen sich, während die Erdschächte sich weiter vertiefen.

Die stärkste Goldausbeute vollzieht sich im Sommer, der freilich von kurzer Dauer ist. Daher beeilt man sich, möglichst viel zu erbeuten.

Bezahlung und Verpflegung sind sehr gut. Der Bergarbeiter ist groß und stark wie ein sagenhafter Riese, doch lange hält er nicht durch; Erkrankungen des Herzens und Rheuma befallen viele der Leute in den Schächten.

Bereits um vier Uhr morgens heult die Fabriksirene und ruft zur Arbeit, erst um neun Uhr abends wird Schluß gemacht, bei einer Mittagspause von 12 bis 1 Uhr! Heutzutage veranstaltet man nach dieser so schweren Arbeit kommunistische Vorträge und Diskussionen zwecks Aufklärung der Arbeiter. Doch die Arbeit wird dadurch nicht leichter: die Sitten scheinen noch wilder zu werden.

Für die intellektuelle Bevölkerung ist das Leben in diesen Bergen sehr langweilig. Es gibt kein Theater, keinen Rundfunk, kein Kino. Hingegen Geld im Überfluß — man vertreibt sich die Zeit so gut es geht: durch Glücksspiele mit hohen Einsätzen, Reitsport und nächtliche Feste mit Musik und feenhaftem Feuerwerk.

Zur Illustrierung der Großzügigkeit des Siedlerlebens sei erwähnt, daß Wettrennen mit den berühmten Orlower Trabern stattfanden, wobei die Rennbahnstraße mit pur-

purner Seide bedeckt war: die Pferde wirkten auf diesem leuchtenden Grunde besonders plastisch in ihrer Schönheit und Schnelligkeit.

Die Gastfreundschaft der Sibirier kennt keine Grenzen: wenn geladene oder ungebetene Gäste auch einige Wochen zu Besuch bleiben, die Hausherrin bemüht sich stets nach Kräften, alle aufs beste zu bewirten. Die Riesengröße und der Reichtum seiner Heimat haben im Sibirier eine seelische Weite erweckt; er ist nicht kleinlich, sondern freigebig und offenherzig, verträgt keine Schmeicheleien und Falschheit. In Sibirien gab es keine Leibeigenschaft, daher ist das Volk dort unabhängig, stolz, rauh und freiheitsliebend.

Die Bergarbeiter tragen an Feiertagen blitzblanke, quietschende hohe Schaftstiefel, schwarze Sammethosen, deren Umfang zwei Meter beträgt, ein ebenso breites Russenhemd mit gestickten, roten Einsätzen, ferner einen einhalb Meter breiten siebenfarbigen, grellbunten Seidengürtel mit langen Fransen an den Enden; an einer schweren Kette hängt auf der Brust eine silberne Uhr. In den Händen die Ziehharmonika, bummeln die Sibirier in Gruppen, verwegene Volkslieder singend. Abends betrinken sie sich und beginnen aus geringfügigen Anlässen die unflätigsten Beschimpfungen und Prügeleien. Der Freiverkauf von Alkohol ist in der Siedlung streng verboten. Doch besteht eine Schmugglerorganisation, die den Schnaps in die Siedlung bringt, wobei der Gewinn 1000 vom Hundert erreicht.

Die Trunksucht ist sehr verbreitet, und nach dem schweren Arbeitstage in Dunkel und Nässe gibt der Arbeiter gern 10 Rubel für eine Flasche Schnaps, während diese außerhalb der Siedlung für 60 Kopeken zu haben ist.

Ein Sonderverdienst entsteht für den Bergarbeiter dadurch, daß er mit seinen schmutzigen Stiefeln und Kleidern täglich goldhaltigen Staub nach Hause bringt. Daher kehren die Arbeiter absichtlich möglichst besudelt heim, um recht viel kostbaren Schmutz mitzubringen.

Das Vorkommen von Gold ist starken Schwankungen unterworfen, und oft hört eine Goldader ebenso plötzlich auf, wie sie entdeckt wurde.

Der Anblick der verlassenen Goldfelder macht einen sonderbaren und öden Eindruck. Man stelle sich ein Dorf mit schönen neuen Häusern vor, die jedoch alle leer sind, als ob die Einwohner vor dem nahenden Feinde geflohen wären; nur unheimliche, tiefe Abgründe gähnen, Berge von Sand. Keine lebende Seele zeigt sich, nur eine verwilderte Katze schleicht von Haus zu Haus auf der Suche nach Nahrung.

Wo vor kurzem noch alles fieberhaft arbeitete, lose Lieder sang und den russischen Nationaltanz „Kamarinskaja" bei Zank und Streit tanzte, hausen jetzt in zerstörten Räumen Räuber und Wegelagerer, die nochmals die Erdmassen spülen und nach Goldresten suchen. —

Vor Kriegsbeginn war in Rußland ein Aufstieg der Goldindustrie zu beobachten, doch ist durch die Revolution ein Stillstand eingetreten. Im Jahre 1910 wurden in Rußland 64 240 Kilogramm Gold erbeutet, im Jahre 1920 nur 1744, im Jahre 1921 1424 Kilo! 1922 erreichte der Weltertrag des Goldes seinen Tiefstand, einen gewissen Einfluß hat hierbei der Ausfall des russischen Goldes gehabt. Seit 1924 beginnt die Goldausbeute zu steigen, und die bedeutendste Rolle steht Transvaal und Rußland bevor.

Phrasen.

Wer uns Phrasen macht, beweist, daß wir ihm gleichgültig sind!

*

Phrasen sind die Schminke der Konversation!

*

Unsere Zeit liebt nichts Gedrechseltes mehr: weder beim modernen Möbel noch im modernen Sprachgebrauch.

*

Phrasen gleichen dem Stroh — darum werden sie auch „gedroschen"!

*

Da Phrasen billig wie Brombeeren sind, kann man sie überall umsonst haben!

*

Der instinktsichere Hund fällt auf keine Phrase herein — wohl aber der instinktlose Mensch!

*

Auch Phrasen sind Modeartikel: jede Zeit hat ihre eigenen Phrasen!

J. Adams.



Bunte Chronik



* **Der „Höllenkratzer.** Die Japaner haben den uns unheimlich erscheinenden Ehrgeiz, alles spezifisch Asiatische so schnell und so gründlich wie möglich von sich abzutun und äußerlich und innerlich auf allen Lebensgebieten mit den Errungenschaften der modernen europäischen bezw. amerikanischen Zivilisation Schritt zu halten. Sie verfolgen dieses Ziel mit der ganzen uns nicht weniger unheimlichen Energie ihrer Rasse. Auch in der Architektur wollen sie nicht zurückstehen. Zu einer modernen Hauptstadt gehören Wolkenkratzer oder wenigstens Hochhäuser. Was Newyork und Berlin recht ist, ist dem aus den Trümmerhaufen der letzten furchtbaren Erdbebenkatastrophe als moderner Phönix aus Stahlgerippen und Eisenbeton wieder erstehenden Tokio billig. Aber die Natur ist doch mächtiger als der Mensch, Erdbeben können und werden in diesem Lande wiederkommen. Wehe, wenn dann die Wolkenkratzer wanken! Japanische Architekten sind nun auf die kühne Idee gekommen, die Sache einmal umzukehren und statt in die Wolken in die Erde hineinzubauen. Sie wollen bis zu einer Tiefe von 350 Metern ein unbedingt erdbebensicheres unterirdisches Hoch- oder vielmehr Tiefhaus mit nicht weniger als 80 Stockwerken bauen. Technisch ist die Sache zu machen. In einem gewaltigen runden Schacht soll das Stahlgerippe des Hauses einmontiert werden. Schwierigkeiten dürfte die ständige Zufuhr frischer Luft machen. Die Architekten hoffen jedoch, auch dieses Projekt zu lösen. Jedenfalls wird es in diesem Riesenfuchsbau im Winter verhältnismäßig warm und im Sommer immer hübsch kühl sein. Vielleicht denken die phantasievollen japanischen Baukünstler auch daran, zur Heizung des Gebäudes die Wärme des Erdinnern heranzuziehen. Die Kosten eines solchen Baues sind natürlich ungeheuer. Alles zusammen soll nach den vorläufigen Berechnungen rund 50 Millionen Mark kosten.

*

* **Die Braut durchs Warenhaus.** In Nebraska in Amerika lacht man jetzt viel über den Kaufmann Williamson, der den prahlerischen Warenhäusern einen Schabernack spielen wollte und dabei selbst hereingefallen ist. Williamson war auf die Warenhäuser, die in ihrer Reklame versprachen: „Wir liefern alles", bitterböse. Er glaubte, daß diese Molochs die Schuld daran tragen, daß sein Geschäft von Tag zu Tag schlechter gehe. Er wollte daher den Warenhäusern beweisen, daß sie zu viel versprechen, da sie nicht alles liefern können. Er schrieb daher an ein Chicagoer Warenhaus und bestellte postwendend eine Braut. Einige Tage vergingen, die Braut kam aber nicht an. Williamson frohlockte schon und erzählte jedem von seinem Sieg. Doch nur wenige Tage konnte er sich seines Ruhmes freuen. Denn eines schönen Tages meldete sich die erste Braut in seinem Geschäft. Williamson konnte sich die Sache nicht erklären, war der Meinung, daß dies nur eine Zufälligkeit sei. Bald wurde er aber eines Besseren belehrt. Scharenweise kamen die Bräute an. Kunden konnten in das Geschäft, das mit Bräuten voll war, überhaupt nicht herein. Und die Briefe, die Williamson bekam! Um sie alle zu beantworten, hätte er einen eigenen Sekretär anstellen müssen. Williamson war verzweifelt. Forschte und suchte, wie dies geschehen sein konnte, und hatte es bald heraus. Das Warenhaus hatte ganz einfach, damit es den Kunden befriedige, den Heiratswunsch in einer Zeitung veröffentlichen lassen. Von der einen Zeitung kam er in die andere und bald wußte ganz Amerika davon, daß der Kaufmann Williamson in Nebraska eine Braut suche.

*

* **Brennende Liebe.** Yamaskaki Tomiko ist zwanzig Jahre alt und war eine Studentin an der Schule von Kochi in Japan. Ihre Eltern besaßen ein Gasthaus, und in dieses kam eines Tages ein Kinoschauspieler, der Valentino von Japan. Tomiko träumte von dem Helden der Leinwand und vernachlässigte darüber ihre Studien. Der Termin des Examens aber kam mit Riesenschritten immer näher. In ihrer Bedrängnis verfiel Tomiko auf einen Ausweg, den sie vielleicht auch einem Film entnommen hatte. Wenn die Schule niederbrannte, dann wurden die Prüfungen verschoben und Tomiko hatte Zeit, das Versäumte nachzuholen. Tomiko steckte die Schule in Brand, aber herzlose Feuerwehrleute löschten den Brand, als erst ein Schlafsaal ausgebrannt war. Das Gericht aber verurteilte Tomiko wegen ihrer brennenden Liebe zu drei Jahren Zwangsarbeit.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.